

Ein wichtiges Stück Lebenshaus geht zu Ende -

Rückblick auf 30 Jahre „Mitwohnen im Lebenshaus“

Ein Interview

„Mitwohnen im Lebenshaus“ – fast drei Jahrzehnte lang bestand dieses Angebot des Lebenshauses in Gammertingen. Weit über 200 Menschen, die sich in einer Krisen- und Übergangssituation befanden, hatten die Möglichkeit, eine kürzere oder längere Zeit dort zu leben. Mit dem Auszug des letzten afghanischen Mitbewohners Ende Januar wurde dieses Angebot beendet. Grund dafür ist, wie in unserem Rundbrief vom März 2025 ausführlich dargestellt, dass Michael Schmid und Katrin Warnatzsch Ende



2025 nach Plochingen am Neckar umziehen und von dort aus die Vereinsarbeit weiter betreiben werden. Sie lebten bisher im Lebenshaus mit Menschen in Krisen- und Übergangssituationen zusammen und haben die damit zusammenhängenden Aufgaben wahrgenommen. Für eine Weiterführung dieses speziellen Angebots praktischer Solidaritätsarbeit gibt es allerdings keine Nachfolge. Deshalb wird es „Mitwohnen im Lebenshaus“ nicht mehr geben. Grund genug, auf dieses fast 30 Jahre aufrechterhaltene Angebot zurückzublicken. Axel Pfaff-Schneider hat im Interview mit Katrin Warnatzsch und Michael Schmid nach Hintergründen und Erfahrungen gefragt.

Axel: Lasst uns einmal an die Anfänge des Lebenshauses zurückdenken. In einem Flyer des Lebenshaus-Projekts von 1994 ging es unter anderem um die Suche nach Mitbewohnern für eine Kernwohngemeinschaft, um die Finanzierung (Spenden und Darlehen), vor allem aber um die Suche nach einem geeigneten Gebäude für eine „größere Hausgemeinschaft“. Konkret wurde unter der Überschrift „Soziale Gerechtigkeit durch gemeinsames Schaffen von Wohnraum“ formuliert:

„Wir wollen hier nach Alternativen zu Mietwohnung und Eigenheim suchen.“ Weiter wird als wichtige Aufgabe des Lebenshauses benannt: „Menschen, die Unterstützung benötigen, in Hausgemeinschaften aufzunehmen; ihnen dort menschliche Zuwendung und ein Stück Geborgenheit zu geben.“

Der Verein ist ja mit durchaus anspruchsvollen Zielen gestartet! Was genau waren Eure Ideen dabei?

Michael: Unsere Grundidee mit dem Projekt Lebenshaus war es, dass eine Gruppe von Menschen sich durch den Zusammenschluss zu einer Gemeinschaft in die Lage versetzen könnte, gemeinsam soziale und politische Verantwortung zu übernehmen. Diese soziale Verantwortung sollte sich unter anderem darin konkretisieren, dass Menschen mit besonderen Problemen in erweiterte Hausgemeinschaften aufgenommen werden. Das sollte ein Teil unserer konkret praktizierten

Solidaritätsarbeit werden. Wir hofften, dass es einer solchen Hausgemeinschaft gelingen könnte, andere Menschen im gemeinsamen Lebensalltag mitzutragen. Gedacht haben wir an Menschen, die sich etwa nach einem Todesfall oder einer Trennung alleingelassen fühlen, an psychisch kranke Menschen, die vorübergehend Unterstützung benötigen, oder auch an Kriegsflüchtlinge. Wir hofften, dass bei ihnen nach einer gewissen Zeit des Mitlebens im Lebenshaus ihre Stabilität so gewachsen sein würde, dass sie unsere Hausgemeinschaft wieder verlassen und selbständig leben können. Unter anderem für diesen Zweck suchten wir ein geeignetes Gebäude.

Axel: War es denn schwierig, ein geeignetes Haus zu finden und das dafür nötige Geld zusammenzubringen? Und wie habt Ihr das geschafft?

Michael: Rückblickend verlief die erfolgreiche Suche nach einem Gebäude für den damals noch ganz jungen Verein, vor allem auch die Finanzierung des Gebäudekaufs, in einem atemberaubenden Tempo. Bereits ein dreiviertel Jahr nach seiner Gründung konnten wir ein eigenes Gebäude in Gammertingen für den Verein erwerben. Dies wurde dank einer phantastischen Unterstützung zahlreicher Menschen möglich, die uns mit Spenden und zinslosen Darlehen bei der Finanzierung geholfen haben und dies noch heute tun. Etwas, wofür wir sehr dankbar sind! Bevor wir einziehen konnten, standen Renovierungsarbeiten an. Ich erinnere mich noch gut daran, dass Katrin und ich am 2. Weihnachtsfeiertag 1994 mit dem Entfernen alter Tapeten begannen. Das war der Auftakt für umfangreiche Renovierungsarbeiten, die uns gemeinsam mit unseren Kindern und einigen anderen Menschen in den kommenden zwei Jahren weiter beschäftigen sollten.

Axel: Wer ist damals als Kernwohngruppe eingezogen?

Michael: Als Kernwohngruppe haben wir damals diejenigen bezeichnet, die dauerhaft im Lebenshaus wohnen sollten, ergänzt um jene Menschen in schwierigen Lebenslagen, welche zeitlich befristet als „Gäste“ mitleben würden. Auch wenn wir es uns anders gewünscht hätten und es ursprünglich auch anders ausgesehen hatte, bildete dann unsere 6-köpfige Familie alleine die Kernwohngruppe. Eingezogen sind wir Anfang 1995, mussten aber noch jahrelang mit Baumaßnahmen leben, an denen wir uns tatkräftig beteiligten. Immer wieder gab es für uns wegen Renovierungsarbeiten hausinterne Umzüge, längere Zeit mussten wir auch den Weg zwischen Erdgeschoss mit Küche und Gemeinschaftsraum und Ober- bzw. Dachgeschoss mit Wohn- und Schlafräumen durch den Garten zurücklegen, selbst im Winter durch den Schnee, bis wir schließlich einen hausinternen Durchgang zwischen den Stockwerken geschaffen hatten.



Axel: Wie verlief denn der Start in das gemeinsame Wohnen? Wann sind dann die ersten „Gäste“ eingezogen?

Katrin: Schon bald nach unserem Einzug kam ein Mann zu uns, der sich primär zur Arbeit im Garten angeboten hatte. Er nahm dankbar die Unterstützung in unserer Gemeinschaft im Alltagsleben an und kam mehrmals für einige Zeit wieder. Noch heute stehen Pflanzen und Sträucher im Garten, die er vor 30 Jahren eingepflanzt hatte.

Nach einer Einweihungsfeier im Herbst 1996 konnten wir als erste Mitbewohnerin eine Frau mit ihrem Sohn aus dem Ort aufnehmen, die sich von ihrem Mann trennte. Um sich neu zu orientieren, was Arbeit und Wohnort betraf, und um über all ihre (Gewalt)-Erfahrungen zu sprechen, hat sie einige Monate mit uns gelebt. Das trug dazu bei, dass der Sohn weiterhin am Ort zur Schule gehen und auch die beim Vater verbliebene Tochter weiter in engem Kontakt zur Mutter stehen konnte.

Diese Personengruppe, Frauen in Trennung, aber auch einmal ein Mann, hat uns im Lauf der Zeit immer wieder beschäftigt. Es waren auch Frauen mit mehreren Kindern über einen langen Zeitraum bei uns. Einige blieben danach in Gammertingen wohnhaft.

Axel: Bevor jemand zu Euch ins Lebenshaus eingezogen ist, und es ernst wurde mit dem „Mitwohnen“, war es doch bestimmt wichtig, sich kennenzulernen und für beide Seiten bewusst zu entscheiden, ob und wie das passen kann. Wie seid Ihr dabei vorgegangen, um den Hilfebedarf und die nötige Unterstützung zu klären?

Katrin: Gerade bei Menschen, die sich in einer akuten Trennungssituation vom Partner bzw. der Partnerin befinden, konnten wir uns unschwer den möglichen Unterstützungsbedarf vorstellen. Wir hatten selbst solche Lebenssituationen erlebt, und wussten, dass dies meist eine psychische Ausnahmesituation hervorruft, oft zusammen mit Wohnungsnot und finanziellen Problemen. Eine vorübergehende Unterstützung durch die Aufnahme in eine bestehende Gemeinschaft stellten wir uns hilfreich und stabilisierend vor. Wir haben jedoch zu keinem Zeitpunkt an eine Hilfebedarfsplanung gedacht, wie es professioneller Weise z.B. Jugendämter oder andere soziale Einrichtungen tun.

Für Menschen, die für einen längeren Aufenthalt anfragten, gab es zeitweise einen Fragebogen, mit dem wir zunächst eine

erste Einschätzung erhielten, ob wir uns mit der Problemlage des Menschen vertraut machen und ihn sinnvoll unterstützen könnten. Dann gab es ein Vorstellungsgespräch, manchmal auch ein paar

Tage Probewohnen. Ein Aufnahmeausschuss, in dem unser langjähriges Vorstandsmitglied Hans Landenberger gemeinsam mit uns mitgewirkt hat, hat lange Zeit letztlich über die Aufnahme entschieden.

Wir haben uns aber auch zum Beispiel mal an einem frühen Samstagmorgen darauf eingelassen, uns innerhalb weniger Minuten zu entscheiden, eine Frau mit ihren vier Kindern aus ihrer Wohnung in einer anderen Stadt abzuholen und bei uns aufzunehmen, damit sie die Trennung von ihrem Mann während dessen kurzfristiger Abwesenheit vollziehen konnte.

Michael: Ich erinnere mich, dass einer der ersten Anfragen von einer Suchtberatungsstelle für einen alkoholkranken Mann kam. In einem Vorstellungsgespräch erklärte dieser Mann seine Erwartungen an uns: Er habe Probleme damit, seinen Alkoholkonsum alleine zu begrenzen. Wenn er fünf Flaschen Bier getrunken habe, sollten wir ihn in die Klinik fahren. Beim besten Willen, so hatten wir uns sinnvolle Unterstützung nicht vorgestellt. Aber dadurch mussten wir uns schon ganz früh damit auseinandersetzen, wie wir mit Suchtproblematik umgehen. Gemeinsam mit dem Vorstand legten wir damals fest, dass Menschen mit unbehandelter Suchtproblematik nicht bei uns wohnen können, weil wir die damit verbundenen Probleme in unserem Alltag für nicht tragbar ansahen. Die Anfrage dieses Mannes entschieden wir also negativ.

Axel: Wie habt Ihr das Miteinander im Alltag erlebt?

Michael: Wir hatten ja das ursprüngliche Zweifamilienhaus am Anfang so umgestaltet, dass es Möglichkeiten für das gemeinsame Leben bot – also bewusst nur eine Küche, einen Gemeinschaftsraum, allerdings jeweils ein Zimmer für alle Bewohnerinnen und Bewohner. So gab es über lange Jahre zum Beispiel gemeinsame Mahlzeiten und damit mehrmals am Tag Zeiten, an denen wir alle zusammensaßen. Das war dann schon ein intensives Zusammensein und eine gute Gelegenheit, zunächst fremde Menschen besser kennenzulernen. Außerdem gab es sehr viele Einzelgespräche, die überwiegend Katrin führte.

Katrin: Wir arbeiteten uns in für uns neue Themen ein, die die Menschen mitbrachten. Oftmals waren es Menschen, die multiple Schwierigkeiten zu tragen hatten, zum Beispiel keinen sicheren Aufenthaltsstatus, mit Sprachbarrieren, Armut, psychischen oder körperlichen Krankheiten, Einsamkeit, Erfahrungen mit Gewalt und anderen schweren Konflikten oder auch Verschuldung und Verlust der Wohnung.

Unsere Bereitschaft, mit diesen Menschen unsere Zeit zu teilen, ihnen vorbehaltlos zu begegnen und vor allem zuzuhören, erwiesen sich häufig für alle Seiten als bereichernd und hilfreich. Es war uns selbstverständlich, dass wir uns auf ihre



Seite stellten, wenn es darum ging, z.B. bei Behörden etwas zu erreichen, sie gegenüber Dritten zu unterstützen. Die Parteilichkeit ergab sich für uns aus dem vorangegangenen Versuch, ihre Sichtweise zu verstehen und mit ihnen zusammen zu erarbeiten, was sie Neues versuchen wollten. Wir wollten ihr Selbstbewusstsein und ihre Selbstwirksamkeit unterstützen (Empowerment).

Michael: Nicht verschwiegen werden soll, dass es auch Menschen bei uns gab, die uns mit ihrem herausfordernden Verhalten an unsere Grenzen brachten. Es gab chronisch kranke Menschen, bei denen wir erkennen mussten, dass wir mit ihrer Problematik überfordert waren. Sie haben so viel Aufmerksamkeit und Zeit von uns gefordert, dass wir das über längere Zeit nicht leisten konnten. Und so sahen wir uns bei

einzelnen Menschen gezwungen, ihnen letztlich zu kündigen. Das zu erleben, war durchaus schmerzhaft. Wir haben dabei manches über uns selber und unsere Grenzen gelernt.

Axel: Ihr habt bislang nur von Euch beiden gesprochen. Zu Eurer Familie gehören aber

auch Eure Kinder, die damals noch sehr jung waren. Wie sah das also für die Kinder aus und wie hat es sich für sie angefühlt?

Katrin: Unsere Familie ist ja eine zusammengesetzte Patchwork-Familie. Ich brachte drei Söhne und Michael eine Tochter in unsere Gemeinschaft mit. Dadurch mussten wir alle die Aufgabe bewältigen, als zunächst Fremde zusammenzuwachsen, was uns ganz gut gelungen war. Als die Idee mit dem *Lebenshaus* aufkam, waren unsere Kinder in die Entscheidung mit eingebunden. Wir renovierten dann in den Anfangsjahren alle zusammen mit vereinten Kräften das Gebäude. Es entstand für jedes Kind ein kleines Zimmer unter dem Dach, ihre Rückzugsmöglichkeit. Bei den gemeinsamen Mahlzeiten hatte keines der Kinder Gelegenheit, bei Tisch übermäßig im Mittelpunkt zu stehen. Wir legten Wert auf einen freundlichen, wertschätzenden Umgang aller miteinander. Manches Mal dominierten schon die Verhaltensweisen unserer „Gäste“, und unsere Kinder haben sicher auch zurückgesteckt. Trotzdem waren es auch für sie wertvolle Jahre des Lernens. Sie haben ihr Mitgefühl und ihre Menschenkenntnis geschult, haben gesehen, wie man mit Konflikten umgehen könnte, sind zu toleranten Menschen geworden. Nach rund zehn Jahren waren dann alle unsere Kinder ausgezogen. Keines lebt heute in einer größeren Gemeinschaft, wir haben aber den Eindruck, dass sie schwierigen Menschen mit Respekt begegnen und auch nähere Beziehungen mit ihnen nicht vermeiden. Sie sind relativ resistent geworden gegenüber Frust und Hoffnungslosigkeit, vielleicht, weil sie erlebt haben, sogar aus scheinbar aussichtslosen Lebenslagen kann man wieder herauskommen, auch mit Hilfe von anderen. Bis heute unter-

stützen uns alle unsere Kinder nach ihren Fähigkeiten bei einigen Aufgaben im Verein, ohne Gegenleistung, mit großer Selbstverständlichkeit. Darüber sind wir sehr froh und dankbar.

Axel: Mit der Zeit muss das sich Kümmeren um andere Menschen auch sehr anstrengend für Euch gewesen sein. Anders als ursprünglich geplant und erhofft, hat sich die Kernwohngruppe nicht vergrößert. Wie seid Ihr damit umgegangen?

Michael: Je nachdem, mit welchen Menschen wir es zu tun hatten, konnte es schon sehr anstrengend werden und uns, wie oben schon erwähnt, an unsere Grenzen führen. Und in der Tat hätte es eine Entlastung für uns sein können, wenn sich die Lasten, die zu tragen waren, auf noch mehr Schultern verteilt hätten als nur auf unsere. So gesehen, hätte es eine Erleichterung dargestellt, wenn sich unsere Kernwohngruppe um ein, zwei Erwachsene vergrößert hätte. Das ist nicht gelungen. Aber es gab in unserem Umfeld einige Menschen, die für die Übernahme konkreter Aufgaben ansprechbar waren. So haben sich zum Beispiel Menschen bereit erklärt, sich während Urlaubszeiten von uns für bestimmte Ansprechzeiten für „Gäste“ zur Verfügung zu stellen.

Katrin: Das war allerdings mühsam und nicht immer möglich. Es führte auch einmal dazu, dass ich kurzfristig einen Urlaub um eine Woche kürzen musste, weil wir unsere „Gäste“ nicht alleine lassen konnten. Wir machten es dann im Laufe der Zeit zu einem Kriterium für das Mitwohnen, dass sich Mitbewohnerinnen und Mitbewohner wenigstens eine Woche alleine versorgen und bewegen können mussten.

Axel: Von außen betrachtet sieht es aus, als wäre eine solche anspruchsvolle Aufgabe auf Dauer nicht leistbar, ohne in die Überforderung zu geraten, auch um den „Gästen“ gerecht werden zu können. Wie seid Ihr damit umgegangen, wenn Ihr an Eure persönlichen Grenzen geraten seid und Konsequenzen erforderlich waren?

Katrin: Manche Zeiten waren wegen sehr anspruchsvollen Problemlagen der „Gäste“ sehr anstrengend. Zum Beispiel, wenn wir zu jeder Tages- und Nachtzeit „alarmiert“ wurden, weil es jemandem emotional und psychisch sehr schlecht ging, oder auch, weil es Konflikte im Alltagsleben unter den „Gästen“ gab. Wir nahmen das mehrmals zum Anlass, auch über die Raumaufteilung im Haus nachzudenken, und verlegten nach Auszügen mehrfach die Zimmer der „Gäste“ und unsere in andere Stockwerke. Mit der Zeit erkannten wir





ebenfalls, dass es hilfreich war, eine zweite Küche zu haben, damit nicht mehr jede Mahlzeit von mir gekocht werden musste und nicht mehr jedes Essen gemeinsam war. Die Selbstversorgung der Mitbewohnerinnen und -bewohner bekam mit der Zeit eine größere Wichtigkeit, was uns wieder mehr Unabhängigkeit verschaffte. Und dann gab es immer wieder Zeiten, in denen niemand bei uns wohnte – weil es keine geeigneten Anfragen gab zum Beispiel, oder weil wir das so wollten, um uns wieder zu erholen und neue Impulse setzen zu können.



Michael: Es war uns von Anfang an klar, dass unsere Arbeitsfähigkeit nur erhalten bleiben konnte, indem wir auch auf unsere eigenen Bedürfnisse und Befindlichkeiten achteten. Nur ist das dann im Alltag nicht immer einfach umzusetzen. Es ist ein andauernder Prozess und wenn dies erforderlich erschien, mussten wir etwas verändern.

Axel: Das ist sicher ein ganz entscheidender Aspekt, nach sich selbst zu schauen. Wie konkret habt Ihr für Euch selbst gesorgt, für Ausgeglichenheit und Entspannung?

Michael: Weil ich mein Leben lang ganz praktische Erfahrungen damit mache, weiß ich, dass zu meiner Ausgeglichenheit und Entspannung zum Beispiel das Laufen beiträgt. Und deshalb laufe ich, mal intensiver, mal gemächlicher. Spaziergänge und Wanderungen, oft eben auch zu zweit, gehören bei uns dazu. Und in jedem Jahr haben wir auch ein- oder zweimal Urlaub gemacht.

Katrin: Für den Erhalt meiner Motivation und Entspannung sorgten auch besondere private Highlights, wie Konzertbesuche, Tagesausflüge an Lieblingsorte, einfach das Abschalten in ganz anderer Umgebung und ohne unsere Mitbewohnerinnen und Mitbewohner. Es war jedoch immer notwendig, dafür unser Zuhause wirklich zu verlassen und nicht erreichbar zu sein. Bemüht habe ich mich, in den Alltag kleine regelmäßige Zeiten zum Abschalten einzubauen: Nach dem Mittagessen war allen klar, dass Michael und ich dann eine Stunde Pause haben. Wir tranken unseren Kaffee und besprachen das täglich Wichtige. Da Michael über lange Jahre seiner Berufstätigkeit in einer Einrichtung für Menschen mit Behinderung im Schichtdienst und auch nachts arbeitete, ergaben sich tagsüber gemeinsame Stunden. Während der Gartenarbeit schaltete ich einigermassen ab, konnte jedoch einfach unvermittelt angesprochen werden. Abends habe ich jahrelang gestrickt, dabei konnte ich gut nachdenken. Ich freue mich jetzt auch sehr, dass ich nun manchmal zuhause Nähen kann, wofür ich einfach mal einen Tag ohne Unterbrechungen brauche. Besonders unsere Kinder haben über all die Zeit unsere Prioritäten toleriert und kamen dann als Erwachsene zu uns ins *Lebenshaus* zu Besuch, was ebenfalls für Abwechslung sorgte.

Axel: Alles, was Ihr bisher geschildert habt, deutet auf ein Arbeiten im Grenzbereich zum Professionellen hin. Dabei war Euer Engagement immer ehrenamtlich. Wie seid Ihr mit diesem Spagat zurecht gekommen?

Katrin: Besonders in den ersten Jahren der Arbeit haben uns verschiedene mit dem *Lebenshaus* verbundene und fachkundige Menschen kostenlose Supervision ermöglicht, auch eine Zeitlang für den ganzen Vorstand.

Das Reflektieren über die praktische Arbeit, über Konflikte und Planungen, war uns immer sehr wichtig und hilft uns bis heute, uns selbst und anderes zu analysieren und überlegte Entscheidungen zu treffen.

Michael: Die unbezahlte Ehrenamtlichkeit in Bezug auf die Begleitung und Unterstützung von bei uns im *Lebenshaus* lebenden Menschen war uns aus verschiedenen Gründen wichtig: Wir wollten diesen Menschen nicht nur Wohnraum bieten, sondern darüber hinaus so etwas wie emotionale Heimat und Geborgenheit. Und wir wollten Zeit mit ihnen teilen. Wenn wir dies alles gegen Bezahlung hätten machen wollen, wäre dies völlig unbezahlbar gewesen. Zudem hätten wir dann wie professionelle soziale Einrichtungen zur Finanzierung von Personalkosten Kostenträger benötigt und wir hätten deren Bedingungen, z.B. in Bezug auf die Konzeption, erfüllen müssen. Solche Kostenträger hätte es für die von uns angesprochenen Personenkreise ohnehin meist gar nicht gegeben. Deshalb haben wir von Anfang an gesagt: „Die Betreuung von im *Lebenshaus* wohnenden Menschen wird unbezahlt gemacht.“ Diesen Grundsatz haben wir über die Jahrzehnte aufrechterhalten. Der Nachteil dieses Ansatzes war dann allerdings, dass es keine größere Gemeinschaft gab, die sich die im Alltag anfallenden Aufgaben teilt - es entstanden ja keine Erwerbsarbeitsplätze. Um die erforderliche Zeit einbringen zu können, ist Katrin keiner Erwerbsarbeit nachgegangen, mit der sich nun auswirkenden Folge, dass sie nur eine niedrige Rente hat. Deshalb sind wir froh und dankbar, dass wir ihr als Verein seit ihrem Eintritt ins Rentenalter im vergangenen Jahr zumindest das Gehalt für eine 30-Prozent-Teilzeistelle finanzieren können. Es ist uns beiden jedoch sehr bewusst, dass wir damit kein emanzipatorisches Modell verwirklicht haben und diese Rollenverteilung auch nicht weiterempfehlen wollen.

Axel: Wenn Ihr nochmal zurückschaut: Was hat sich seit den Anfängen vor 30 Jahren bei Euren Mitbewohnern verändert? Was hat sich bei Euch selbst, in Eurer Haltung, im Vorgehen verändert?

Michael: Ich sehe es so, dass sich im Laufe der Jahrzehnte manches in unserer Haltung verändert und sich dies auf die Auswahl der bei uns Mitwohnenden ausgewirkt hat. In den Anfangsjahren waren wir weit weniger wählerisch, auf welche Personen wir uns einließen, als später. Zunächst trauten wir



uns zu, uns auch auf Menschen einzulassen, die erhebliche psychische Probleme hatten. Dann machten wir immer wieder die Erfahrung, dass Menschen das Gemeinschaftsleben als eine Art Hängematte nutzten und sie eine ziemliche Versorgungsmentalität an den Tag legten. Obwohl der Anspruch vorhanden war, dass sich alle an den anfallenden Haus- und Gartenarbeiten beteiligen, schafften es doch verschiedene Personen, sich so anzustellen, dass es sehr anstrengend war, sie immer wieder zur Mitarbeit

anzuhalten. Öfter hatte ich den Verdacht, dass sie bei uns weit hinter ihren Möglichkeiten zurückblieben. Das war im Hinblick auf das Ziel, ihre Selbständigkeit zu fördern, natürlich kontraproduktiv. Selbstverständlich galt das nicht für alle. Der Personenkreis änderte sich dann schon deshalb, weil wir von den Mitwohnenden erwarteten, dass sie sich selber versorgen. Die vergangenen 12 Jahre haben ausschließlich Menschen mit einem Migrationshintergrund bei uns gelebt, bei denen es diese Verhaltensweisen nicht gab.

Katrin: In meinem Empfinden hat sich durch die vielen Jahre des Zusammenlebens mit Menschen unterschiedlichster Herkunft und Problemstellungen geändert, dass ich inzwischen genau überlege, wieviel Zeit ich bereit bin, mit einem Menschen zu teilen. Mir ist es sehr bewusst, dass mein Mitgefühl praktisch ständig im Standby-Modus ist. Ich muss bewusst entscheiden, wann und wem ich dies zu erkennen gebe. Meine Bereitschaft, zuzuhören, muss auch mit dem vorausschauenden Umgang mit meiner dafür bereitstehenden Zeit zusammenpassen. Ich versuche, Aufgaben im Voraus in ihrem zeitlichen wie im inhaltlichen Umfang einzugrenzen. Ich weiß, dass eine erfolgreiche Begleitung auch ein daran angepasstes Zeitmanagement benötigt.

Axel: *Das sind ja sehr konkrete Erfahrungen und Erkenntnisse. Mir stellt sich die Frage, wie Ihr zurückblickt auf 30 Jahre Lebenshaus und auf das Wohnen und Leben mit zunächst (fremden) anderen Menschen, die nicht Teil Eurer Familie sind?*

Michael: 30 spannende Jahre voller neuer Begegnungen – in dieser Zeit fast 220 Menschen, die bei uns gewohnt haben. Voll mit wichtigen Lernprozessen. Die eigene Angst vor dem Fremden und Andersartigen zu überwinden, mich von ihrer Lebensgeschichte, ihren Problemen berühren lassen. Immer erneut zu reflektieren, welche Art der Solidarität und Unterstützung für die einzelne Person sinnvoll sein kann. Grenzen erkennen und zu lernen, sie zu akzeptieren, wenn sie nicht veränderbar erscheinen. Immer wieder in auch aussichtslos erscheinenden Fällen einen neuen Anlauf zu unternehmen. Viel zu erfahren von Menschen aus den unterschiedlichsten

Ländern – außer Deutschland zählen wir immerhin fünfzehn Länder von drei Kontinenten, aus denen Menschen bei uns gewohnt haben. Mich mit ihrer Kultur, ihrer Gesellschaft, dem in einem Staat herrschenden politischen System zu befassen. Dabei auch Furchtbares zu sehen und zu hören, über Armut, Menschenrechtsverletzungen und die Gefahren in einer Diktatur, über Krieg... Ebenso darüber, wie Solidarität jeweils ganz konkret aussehen kann. Trotz aller Probleme und großen Herausforderungen eine große Bereicherung! Und ja, immer wieder entstand der Eindruck, etwas Sinnvolles getan zu haben.

Katrin: Ich denke an Menschen zurück, deren Aufenthalt bei uns nun schon viele Jahre zurückliegt. Auf ihrem Lebensweg war das *Lebenshaus* eine Station, die unterschiedlich wichtig bleibt, aber sicher nicht in Vergessenheit fällt. Erst vor kurzem hatte ich Kontakt mit einer jungen Frau, die mit ihrer Ursprungsfamilie über mehr als ein Jahr bei uns lebte, als sie selbst noch ein kleines Mädchen war. Sie war ganz traurig, als sie erfuhr, dass wir das *Lebenshaus* verkaufen wollen. Sie knüpft daran sehr wichtige Erinnerungen an ihre Kindheit und ihren inzwischen verstorbenen jüngeren Bruder. Ich bin bescheiden, was den sogenannten „Erfolg“ des Aufenthalts im *Lebenshaus* ausmacht. Das ist eine Maßeinheit, die nicht passt auf die Beziehungsarbeit, die das Miteinanderleben bedeutet hat, für alle Beteiligten. Von den allermeisten ehemaligen Bewohnerinnen und Bewohnern wissen wir, dass ihr Leben weiterging, dass sie woanders Fuß gefasst haben, sicher mit allen Höhen und Tiefen, wie bei jedem Menschen. Bei denjenigen, die noch immer in Kontakt zu uns stehen, gibt es eine große Dankbarkeit und großen Respekt uns gegenüber. Viele Beziehungen bestehen weiter oder werden oft ohne große Umstände wieder aktiviert. Wir empfinden dies als Freundschaft und es macht uns stolz. Denn uns wurde fast immer großes Vertrauen entgegengebracht, das empfinde ich als großes Geschenk und oft habe ich mich gerade dafür bedankt, bei Menschen, die sich so fühlten, als hätten sie gar nichts anzubieten als ihre Hilfsbedürftigkeit. Wir sehen, wie sich Menschen in ihr eigenständiges Leben hinein entwickeln, dazu konnten wir ein wenig Ermutigung beisteuern, und es macht uns große Freude, solche Menschen zu unserem Leben zu zählen.

Michael: Ich möchte noch etwas für uns zentral Wichtiges hinzufügen, das jetzt noch nicht zur Sprache gekommen ist. Solidarität mit einzelnen Menschen zu üben, mit ihnen zu teilen





– Zeit, Geld und zudem Wohnraum – das ist das eine, was uns mit dem *Lebenshaus* wichtig war. Aber wem Gerechtigkeit und Frieden ein Anliegen ist, dem muss es in allererster Linie um die Veränderung jener Rahmenbedingungen gehen, die Menschen ausgrenzen, überflüssig, arm, krank, zu Flüchtlingen oder Opfern von Gewalt, Kriegen oder zerstörten Lebensbedingungen machen. Deshalb geht es uns weiterhin um die Überwindung von struktureller Ungerechtigkeit, Gewalt und Krieg sowie der Zerstörung unserer Mitwelt. Und um Prinzipien, die dafür sorgen, dass alle Menschen an allen Orten der Welt jene Bedingungen vorfinden, die sie für die Gestaltung eines selbstbestimmten guten Lebens brauchen. Deshalb führen wir mit unserem Verein Veranstaltungen durch, organisieren Aktionen, stellen verschiedene Medien bereit, um zur Bewusstseinsbildung beizutragen und zum eigenen Handeln zu ermutigen. Es gibt eine vielfältige Zusammenarbeit und Vernetzung mit anderen Organisationen und Bündnissen aus der Friedens-, Menschenrechts-, Solidaritäts-, Frauen- und Ökologiebewegung.

Axel: Vielleicht wagen wir noch einen kleinen Blick in Eure Zukunft. Wie wird es Euch wohl nach dem Umzug nach Plochingen gehen?

Katrin: Auf unseren neuen Lebensabschnitt in einer sehr kleinen Wohnung, in der es nur Platz gibt für uns zwei Menschen, freuen wir uns sehr. Wir haben die Chance, unsere neue Wohnung auf uns alleine abzustimmen, dabei nur unsere Bedürfnisse in den Blick zu nehmen.

Zwar wird es unter dem Dach weiterhin unsere Büro-Arbeitsplätze geben, an denen wir weiterhin für unseren Verein arbeiten, aber sie werden eine Treppe höher sein, nicht mehr im Zentrum der Wohnung. Wir haben nicht vor, weiterhin großen Besucherverkehr zu haben. Der Kontakt zu Menschen innerhalb unseres Vereins wird in anderen Räumen und viel-

leicht an anderen Orten stattfinden. Wenn ich in Plochingen erneut mit Geflüchteten weiterarbeite, dann werde ich mich an bestehende Strukturen vor Ort anschließen müssen. Die Beziehungen zu den Geflüchteten hier in der alten Umgebung werden wir weiter pflegen, aber in erster Linie über die sozialen Medien. Ich möchte mich sehr gerne wieder mehr konzentrieren auf die Arbeit mit Peter Bürger und an der Tolstoi-Friedensbibliothek. Die regelmäßigen Treffen mit unserer Friedens-Arbeitsgruppe sind mir ebenfalls sehr wichtig, und sie werden geplant in Reutlingen stattfinden. Es wird eine Phase der Neuorientierung kommen, die uns sicher gut tun wird.

Michael: Ich bin auch sehr gespannt, wie es uns gehen wird. Für mich ist es die Rückkehr an den Ort, an dem ich aufgewachsen bin, den ich aber vor fast 50 Jahren verlassen habe. Vieles hat sich dort in der Zwischenzeit verändert. Aber es ist schön zu wissen, dass es Freunde von früher gibt, die sich darüber freuen, dass wir nach Plochingen ziehen. Ja und dann wollen wir uns mit unserem Verein noch möglichst lange

weiter für Gerechtigkeit, Frieden und Ökologie engagieren. Was meine Arbeit im Internet anbelangt, braucht sich durch den Ortswechsel nichts zu ändern. Bei unseren „We shall overcome!“-Tagungen ebenfalls nicht. Und ansonsten schauen wir, was möglich wird...

Axel: Whow, das sind ja sehr ausführliche und spannende Erinnerungen! Vielen Dank für Eure Offenheit und die detailierten Einblicke in 30 Jahre „Mitwohnen im

Lebenshaus“. Nehmt davon mit, was Euch guttut und Alles Gute für Eure nächsten Schritte.

